

# MACHT GELD GLÜCKLICH?

Fachstelle für Schuldenfragen Aargau (6. Juni 2007)

**Annemarie Pieper**

---

Die meisten Menschen zögern, die Frage, ob Geld glücklich macht, ungeniert mit Ja zu beantworten, und zwar unabhängig davon, ob sie finanziell gut dastehen, nur knapp über die Runden kommen oder gar vor lauter Schulden weder ein noch aus wissen. Dieses Zögern hat vermutlich seinen Grund darin, dass niemand gern für materialistisch gehalten wird. Die humanistische Tradition hat unser kulturelles Verständnis geprägt. Entsprechend zählen andere Werte mehr als der Geldwert. Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe.

Schaut man sich in der abendländischen Philosophie um, so fällt auf, dass Geld bei unseren Meisterdenkern nicht hoch im Kurs stand, im Gegenteil. Erst im Zuge der Arbeitsteilung wurde wurde das Geld als Zahlungsmittel eingeführt. Ursprünglich stellte jede Kleingruppe alles zum Leben Notwendige selbst her: Sie versorgte sich mit Nahrung, Kleidung, Arbeitsgeräten usf. Nachdem sich die Familienclans zu grösseren Handlungsgemeinschaften in Dörfern und Städten zusammen geschlossen hatten, setzte eine Spezialisierung ein, in deren Folge sich einzelne Berufsgruppen bildeten, die sich auf die Herstellung bestimmter Artikel beschränkten und ihre Waren untereinander tauschten. Anstatt bloss für den Eigenbedarf zu

produzieren, wurde ein beträchtlicher Überschuss erzeugt, den man gegen Waren tauschte, die man nicht selber produzierte. Es wurde festgelegt, wieviel Brot für ein Paar Schuhe, wieviele Ziegen für ein Pferd oder einen Acker aufgewendet werden mussten usw. Mit der Zeit ging man dazu über, nicht mehr Produkt gegen Produkt zu tauschen, weil der Waren- und Dienstleistungsbereich immer komplexer wurde und der Handel sich über die Grenzen hinaus erweiterte. Als Gegenwert einer Ware wurde ein Preis vereinbart und das Geld als eigene Währung eingeführt. Anfangs deckten Edelmetalle wie Gold und Silber den tatsächlichen Wert ab, später Papierscheine. Mit dem Geld kam ein neues Gewerbe auf, der Geldhandel nämlich, der gewinnorientiert ist und das Geld selber ohne Bezug auf bestimmte Waren zu vermehren trachtet.

Der griechische Philosoph Aristoteles setzte genau an diesem Punkt mit seiner Kritik ein. Wer mit Geld handelt, um ein Vermögen und Reichtum zu erwerben, anerkennt keine Grenzen mehr, denn Geldvermehrung ist nicht selbstgenügsam wie der Tausch, sondern schrankenlos; sie kann immer weiter getrieben werden, ohne definitiv an ein Ende zu gelangen. Der Handel mit Geld um des Geldes willen ist nach Aristoteles eine widernatürliche Tätigkeit, insofern man sein ganzes Streben danach ausrichtet, mehr zu haben, als man für ein gutes Leben benötigt. Auf diese Weise vergeude man Kraft, die für sinnvolle Tätigkeiten eingesetzt werden könnte. Grösste Verachtung hegte Aristoteles für den Wucherer, der sich durch Geldverleih bereichert, indem er für sein Geld Zinsen verlangt, so dass sich das

Geld durch sich selbst vermehrt — aus aristotelischer Sicht ein perverser Vorgang, der gegen die Natur ist. (Vgl. Politik, 1. Buch, Kap. 9-10)

Wir machen einen Sprung über rund 2000 Jahre zu Johann Gottlieb Fichte, dessen Theorie des Geldes ein Licht darauf wirft, warum auch heutzutage noch viele sich mit der Vermögenssteuer schwer tun. Wenn Vermögen ein Geldwert ist, der bereits versteuert wurde, ist eigentlich nicht einsichtig, mit welchem Recht jedes Jahr für das gleiche Vermögen wieder Steuern erhoben werden. Gemäss Fichtes Eigentumslehre hat der Staat kein Recht, reines Eigentum zu besteuern. „Jedes Stück Geld, das ich besitze, ist zugleich das Zeichen, dass ich allen meinen bürgerlichen Verbindlichkeiten Genüge getan habe. Ich bin hierüber der Aufsicht des Staats gänzlich entzogen. Abgaben vom *Geldbesitz* sind völlig absurd.“ (Naturrecht, 234) Nun hat Fichte natürlich das sauer erarbeitete und versteuerte Geld im Auge, das wiederum in den Erwerb und Unterhalt von Haus und Hof investiert wird. Mit Hilfe von Geldanlagen Geld zu verdienen, etwa mittels Aktien wie es heute gang und gäbe ist, ein Gelderwerb also, der nicht durch eine eigene Arbeitsleistung erbracht ist, liegt ausserhalb von Fichtes Betrachtung. Seine Vorstellung vom idealen Staat basiert auf einem Gesellschaftsvertrag, der jedem Staatsbürger unabhängig davon, welchem Berufsstand er angehört, das Recht auf gleichen Grund und Boden als Eigentum einräumt. Der Wert von Waren wird an ihrem Gebrauchswert bzw. ihrem Nutzen gemessen, den sie für den Lebensunterhalt haben. Deshalb legt Fichte als

Messlatte für den Warenwert das Korn fest. Ein elementares Nahrungsmittel dient als Grundwert für die Festlegung des Preises: zum Beispiel 2000 Körner für ein paar Stiefel. Die Gesamtsumme des im Staat kursierenden Geldes repräsentiert die Summe aller im Warenverkehr befindlichen Produkte. Auf diese Weise bleibt die Geldmenge stabil, und niemand leidet Not. (Vgl. Geschlossener Handelsstaat)

Noch stärker als bei Fichte tritt die politische Bedeutung des Geldes in den Schriften von Karl Marx zu Tage. Schon der Titel seines Hauptwerks — *Das Kapital*, Untertitel „Kritik der politischen Ökonomie“ (1867) — lässt erkennen, dass das Geld eine zentrale Rolle in der Marxschen Theorie spielt. Wie Aristoteles sieht er die Herkunft des Geldes im Tausch. Geld gleiche Christus in der Vermittler- und Stellvertreterrolle, hält er provokativ fest. Und ebenfalls wie Aristoteles beklagt Marx die Entartung des Geldes im Handel mit Geld, anstatt es in seiner Funktion als Zirkulations- und Zahlungsmittel für Waren zu belassen. Marx spricht vom Fetischcharakter des Geldes, das um seiner selbst willen gehortet wird. Damit würde zugleich die Arbeitszeit, die aufzuwenden ist, um das für den Lebensunterhalt nötige Geld zu erwerben, entwertet. Denn jetzt „arbeitet“ das Geld, und zwar in erster Linie für die Eigentümer der Produktionsmittel, die Kapitalisten, die den durch ihr Kapital erwirtschafteten Mehrwert für sich abschöpfen. Es bilden sich laut Marx zwei Klassen heraus: die Kapitalisten als die Besitzer des Geldes auf der einen Seite; die Arbeiter, die über kein Eigentum

verfügen, deren Besitz in Kindern besteht — daher der Name „Proletarier“ (von griech. *proles* = Kind) —, auf der anderen Seite. Als Arbeiter haben sie keinen Anteil an den Produktionsmitteln, daher müssen sie ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen, „ausbeuten“ lassen, wie Marx es nennt, um zu überleben. Indem sie dies tun, tragen sie zwar zur Steigerung des Profits bei, der primär jedoch den Kapitalisten zugute kommt. Marx' Lösung dieser Ungerechtigkeit ist bekannt: der Kommunismus als eine Lebensform, welche nicht nur wie in Fichtes Utopie des Vernunftstaates allen Bürgern ein Recht auf gleich viel Grund und Boden zugesteht, sondern alle in gleicher Weise an den Produktionsmitteln beteiligt und damit die stossenden Unterschiede in den Besitzverhältnissen einebnet. Damit verschwinden die Privilegien der Kapitalisten, und niemand ist mehr mangels Geldeigentum benachteiligt.

Als letzten Philosophen möchte ich noch Georg Simmel erwähnen, der ein Buch mit dem Titel *Philosophie des Geldes* verfasst hat (1900). Darin beleuchtet er weniger den politisch-ökonomischen Aspekt, als den sozialen Hintergrund des Geldes. Simmel sieht im Geld ein Symbol für das veränderte Bewusstsein des modernen Menschen, der einerseits seine Leistungen objektiv und emotionsfrei zu bewerten sucht — zu evaluieren, wie wir dies heute nennen—, andererseits im Geldfluss, in der Zirkulation von Geldwerten seine eigene Flexibilität und Mobilität wiedererkennt, die ihm sein freiheitliches Selbstbewusstsein als Grundwerte sozialen Miteinanderumgehens suggeriert. Die liberale Marktwirtschaft, so Simmels These, ist

Ausdruck eines demokratischen Fundaments zwischenmenschlicher Beziehungen.

Diese wenigen Hinweise zeigen, dass sich auch Philosophen mit dem schnöden Mammon beschäftigt haben, was aber erst im Zuge heutiger wirtschaftsethischer Überlegungen wieder ins Gedächtnis gelangt ist. Die Wertedebatte, die sich in den letzten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an den Menschenrechtsverletzungen entzündet hat, setzt sich nun fort in Problemen, die durch die Globalisierung von Wirtschaft und Handel entstanden sind und nach einer Wiederbesinnung auf jene nicht-monetären Werte verlangt, denen soziale Gesellschaften verpflichtet sind.

Besonderen Anstoss erregt bei der Bevölkerung heute vielfach die Rücksichtslosigkeit, mit der wirtschaftliche Interessen in fast allen Dimensionen unserer Lebenswelt höchste Priorität erhalten, unangesehen der Folgen, die Fusionen, Rationalisierungen, Reorganisationen und ähnliche Massnahmen zur Steigerung des Gewinns für die ausrangierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einerseits, für die Gesellschaft und die Umwelt andererseits haben. Der Profit, so der allgemeine Eindruck, ist die heilige Kuh, die nicht nur *nicht* geschlachtet werden darf, sondern ununterbrochen Fleisch ansetzen muss. Damit ihr dies gelingt, werden die Kosten, insbesondere die Sozialkosten für die Ausgemusterten, möglichst aus den Betrieben ausgelagert und staatlichen Institutionen überwältigt, also nur zum geringeren Teil von der Firma getragen, die jedoch

ihrerseits ihre Manager, wenn sie sich denn von ihnen trennt, mit saftigen Honoraren abfindet, auch und gerade dann, wenn sie schlecht gewirtschaftet haben. Die Ablehnung einer derart krassen ungleichen Bewertung von Leistungen — erst recht von solchen, die für die Firma ruinös waren — ist keineswegs nur auf den sicher nicht zu unterschätzenden Neidfaktor zurück zu führen; vielmehr besteht hier auch ein Gerechtigkeitsproblem. Nach welchen Kriterien, so die Frage, lassen sich Leistungen nicht nur messen, sondern untereinander vergleichen?

Auf heftige Kritik stossen bei vielen auch die Gründe, die gebetsmühlenartig für die rigorose Verfolgung der Wachstumsziele grosser Konzerne vorgetragen werden, so als handle es sich dabei um ein Naturgesetz, dessen determinierender Kraft man sich nicht entziehen könne. Man sollte nicht vergessen, dass die Spielregeln des Marktes menschengemacht sind und auch von Menschen wieder ausser Kraft gesetzt werden können, wenn dies allgemein als wünschenswert erachtet wird. Allerdings lassen sich solche Veränderungen kaum von heute auf morgen durchführen, eben weil die regionalen Wirtschaftszweige mittlerweile über viele Kanäle ins globale Netz eingebunden sind, das die darin Zappelnden nur noch mehr verstrickt, wenn sie aussteigen wollen.

Unser kapitalistisches System setzt auf freie Marktwirtschaft. Freie Marktwirtschaft basiert auf Wettbewerb. Wettbewerb — das kennen wir aus dem Sport, und die Industriemanager verstehen sich ja

durchaus als Global Players — Wettbewerb erzeugt Rivalität. Wenn man also auf dem Weltmarkt mithalten will, genügt es gemäss der ökonomischen Ideologie nicht, das erreichte Niveau zu stabilisieren, sondern man muss die anderen übertreffen, koste es, was es wolle. Die im Sport üblichen Fairnessregeln sind dabei eher hinderlich, weil Rücksichtslosigkeit eher zum Sieg führt und ohnehin kein Schiedsrichter da ist, der Regelverstösse ahndet. Warum, so fragt sich der Laie, müssen eigentlich die Gewinne ununterbrochen gesteigert werden und möglichst zweistellig ausfallen? Weshalb zählen bei der Bilanz die so genannten „Humankosten“ nicht, die beim Burn-out-Syndrom anfangen und bei der Verzweiflung Ausgesteuerter enden? Und warum fällt es immer noch schwer, die Kosten der Umweltzerstörung gegen den Gewinn aufzurechnen?

Häufig verteidigen sich die Konzernspitzen mit dem Argument, sie hätten gegenüber den Aktionären die Verpflichtung, möglichst hohe Gewinne zu erzielen, um den *shareholder value* zu maximieren. Wer Aktien besitzt, ist natürlich daran interessiert, dass die Firma expandiert, weil das auch ihm zugute kommt. Damit wird der schwarze Peter für einschneidende Massnahmen im Firmenbereich den Aktienbesitzern zugeschoben, in deren Auftrag man angeblich handelt, unter Verschleierung des Eigeninteresses. Über dem Köder des *shareholder value* wird jedoch ausgeblendet, dass man vielleicht auch einen *careholder value* in Betracht ziehen sollte, um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass es noch andere als nur materielle Werte gibt, die bei der vollständigen Durchökonomisierung unserer

Lebenswelt auf der Strecke bleiben. Die Engführung des Wertbegriffs auf ökonomisch mess- und zählbares hat dazu geführt, dass allein der Kosten-Nutzen-Faktor für Dinge und Menschen in Anschlag gebracht wird, nach dem ihr Marktwert beurteilt wird. Alles und jedes wird mit einem Preisetikett versehen, auch Menschen, die damit berechenbar und verrechenbar gemacht werden. Insofern erstaunt es nicht, dass die Preise auf Managerköpfe von „headhunters“, Kopfhängern, festgelegt werden und als Finanzhaie bezeichnete Grossunternehmer die kleinen Fische fressen, die sie sich durch unfreundliche Übernahme einverleiben.

Die allgemeine Tendenz im Big Business, sich mit grossem Getöse auf dem Weltmarkt zu positionieren, zielt in erster Linie auf den globalen Führungsanspruch eines Konzerns und erst in zweiter Linie auf das Wohl der Verbraucher. Die aggressive Demonstration von Macht beim Kampf um die Vorherrschaft in der Wirtschaft wird häufig verschleiert durch den Bezug auf ethische Begriffe und ein vorgetäushtes moralisches Engagement, das reiner Imagekosmetik dient, die um des sozialen Friedens willen die absolute Priorität des unterschweligen Slogans *We want to make money*‘ übertünchen soll. *Money makes the world go round ...* Geld wird überall in der Welt als der Antriebsmotor hochgejubelt, der den Markt rotieren lässt die Erdrotation den Globus. Die Erdanziehungskraft, so die Selbstüberschätzung des Marktes, bezieht ihre eigentliche Attraktivität aus der Faszination der Geldströme. Der Geldfluss durch die Adern der Märkte soll Lebendigkeit und Gesundheit suggerieren.

Dass sich immer mehr Menschen verschulden, verwundert nicht angesichts der herrschenden Ideologie des Marktes, und erst recht nicht angesichts der riesigen Schuldenberge, die Gemeinden, Städte, Länder und Kontinente aufgehäuft haben. Im Grunde genommen leben wir alle über unsere Verhältnisse, auch diejenigen, denen es an nichts fehlt. Wenn schon das Kollektiv auf Pump lebt, warum sollte dies den Mitgliedern des Kollektivs verwehrt werden? Wir bekommen Tag für Tag eingeflüstert, dass Geld glücklich macht. Wer kein Geld oder zu wenig Geld hat, um sich die Glücksgüter zu verschaffen, zu deren Konsum geschickte Werbestrategien verführen, der verschuldet sich halt. Der Staat macht es uns ja vor, wie man trotz und mit Schulden ein weitgehend sorgenfreies Leben führen kann. Zwar werden wir allenthalben, vor allem während Konjunkturflauten, zum Sparen angehalten und aufgefordert, den Gürtel enger zu schnallen. Aber kann man damit ausgerechnet diejenigen motivieren, sich einzuschränken, die ohnehin kaum über die Runden kommen und, selber chancenlos, zusehen müssen, wie andere sich die Rosinen aus dem Kuchen picken, von dem nicht einmal Krümel auf den eigenen Tisch fallen?

Geld an sich macht nicht glücklich. Viele Lottomillionäre waren ihr Geld schon relativ rasch wieder los. Man kann nur hoffen, dass sie wenigstens vorübergehend, während sie nach ihren Vorstellungen in Saus und Braus lebten, glücklich waren. Befragungen extrem reicher Leute haben ergeben, dass auch sie nicht wirklich glücklich sind. Sie

können sich zwar mehr leisten als die meisten anderen, aber sie leiden ständig unter Verlustängsten. Wer viel hat, hat viel zu verlieren. Ein Börsencrash oder ein Krieg können verheerende Folgen für die Geldanlagen haben.

*Kein* Geld zu haben, macht allerdings auch nicht glücklich, obwohl die Geschichte vom Hans im Glück dies nahelegt. Wenn man die Wahl hätte zwischen den Sorgen eines Reichen, der sich vor dem Verlust seines Lebensstandards fürchtet, und den Sorgen eines Armen, der kaum über das Existenzminimum verfügt, würde man vermutlich die Sorgen des Reichen denen des Armen vorziehen, obwohl der nichts mehr zu verlieren hat. Den Normalverbrauchern genügt es, ein ausreichendes Einkommen zu haben, das nicht nur die Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse erlaubt, sondern darüber hinaus auch noch einen gewissen Luxus ermöglicht, in der Gestalt von Glücksgütern, die individuell variieren — Theater, Konzerte, Reisen, Schmuck, Elektronik, Sportutensilien, köstliche Speisen und Getränke, Geschenke, Spenden usf.

Nicht Geld an sich macht glücklich, sondern der richtige Umgang mit Geld. Genügend Geld macht bis zu einem gewissen Grad unabhängig und zufrieden. Als sein eigener Finanzchef lernt man Autonomie und damit die Fähigkeit, in angemessener Weise über sich und die vorhandenen Mittel zu verfügen. Man lernt seine Wünsche zu analysieren, welche dringlich und welche weniger dringlich sind. Die Zufriedenheit, die aus dem richtigen Umgang mit Geld resultiert, ist

ein Anzeichen dafür, dass man in Frieden mit sich selbst lebt. Mit dem Einkommen auszukommen, ist ganz wichtig für das eigene Fortkommen, und wo dies nicht gelingt, sich auf die Suche nach Mitteln und Wegen zu machen, die dazu beitragen, die bestehende Situation zu verbessern. Zum Beispiel indem man Hilfe sucht bei der „Fachstelle für Schuldenfragen Aargau“. Ein im Ganzen geglücktes Leben ist daran kenntlich, dass es auch Situationen des Scheiterns erfolgreich bewältigt hat.